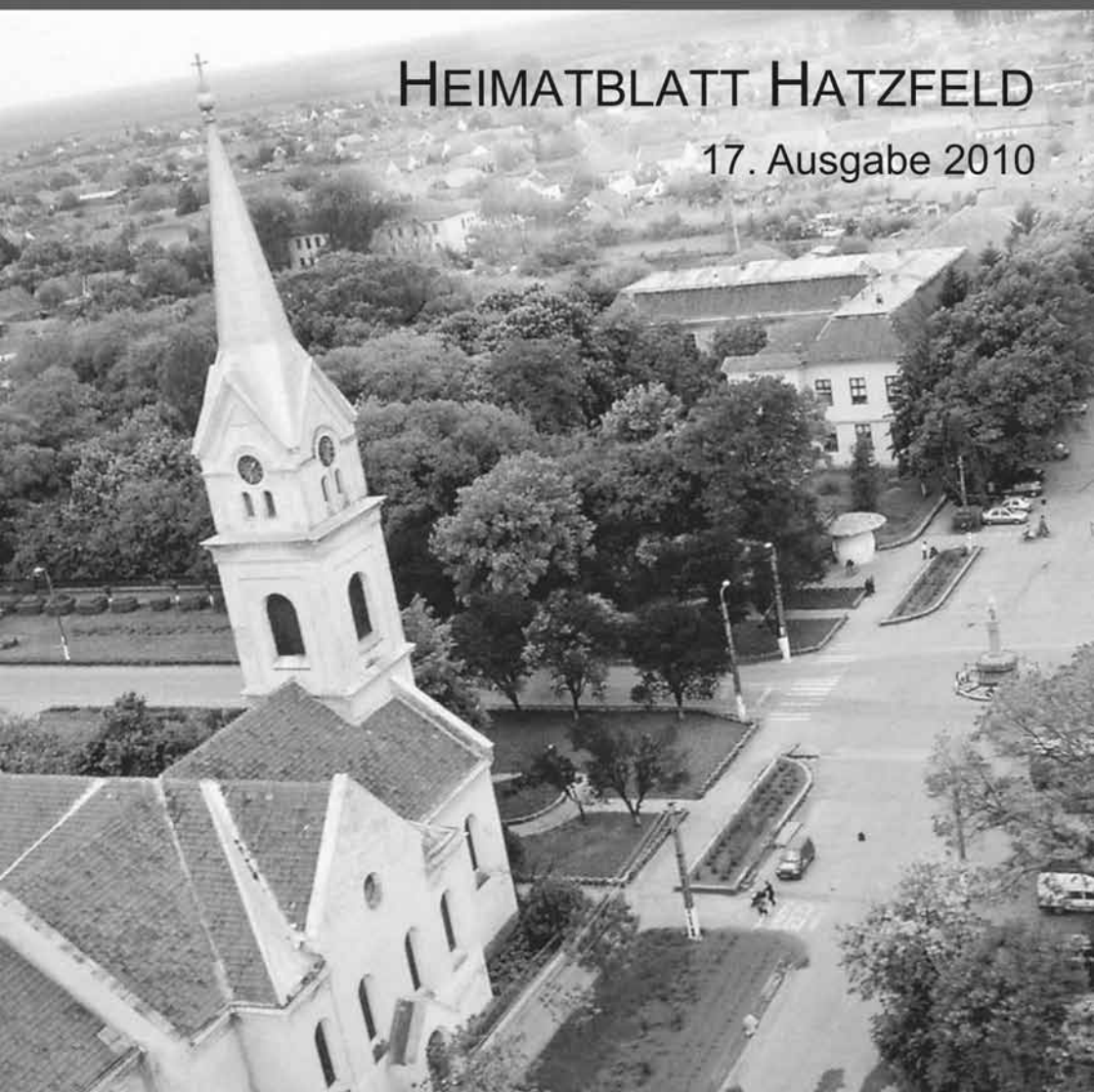




Landsmannschaft der Banater Schwaben
Heimatortsgemeinschaft Hatzfeld e.V.

HEIMATBLATT HATZFELD

17. Ausgabe 2010



Fern der Heimat, in Gedanken aber daheim

Weihnachten 1946 in Russland

Im Lager Nr. 315-1422 Dnjepropetrowsk waren viele deportierte Hatzfelder interniert. Es war – auch für meinen Vater und mich – eine Zeit unbeschreiblichen Leids, hervorgerufen durch quälenden Hunger, grimmige Kälte, katastrophale sanitäre Verhältnisse und die tagtäglich abverlangte Sklavenarbeit. Durch die chronische Unterernährung waren die meisten von uns nur mehr Haut und Knochen. Das Martyrium endete erst nach mehr als zwei unendlich langen Jahren im Frühjahr 1947, als das Lager endlich aufgelöst wurde, da die Hälfte der Insassen schwer unterernährt und arbeitsunfähig war. Meine eigenen Erlebnisse und die einiger meiner Leidensgenossen habe ich in dem 1998 erschienenen Buch „Das unvergessliche Jahr. Russlanddeportation aus Hatzfeld/Banat im Jahre 1945“ festgehalten.

Der 24. Dezember 1946 unterschied sich für uns im Lager in nichts von all den anderen Tagen. Vor Einbruch der Dunkelheit, an Heiligabend 1946, nachdem wir in der Fabrikskantine die Krautsuppe mit dem Brot (eine klebrige Masse) gegessen hatten, versammelten wir uns vor der Kantine zum Abmarsch, um in das drei Kilometer entfernte Lager zu gehen. Nach dem üblichen Antreten und Abzählen befehligte der Offizier: „Dawai, poidjom bistreil!“ (Gehen wir schneller!) Da es Schneesturm gab und bitterkalt war, hatten viele von uns ein Stück Kohle in der Tasche um in der Baracke im Eisenofen Feuer zu machen. Endlich erreichten wir todmüde unser Lager. Der Posten öffnete uns das große Tor und wir strömten in die Baracke. Beherzte Männer heizten den Ofen an. So gut es ging, versuchten wir unsere Kleider zu trocknen und uns aufzuwärmen. Manche hatten noch ihr trockenes Schwarzbrot mitgebracht, das sie jetzt verzehrten.

Geplagt von Hunger und Kälte, gequält von Heimweh und der Ungewissheit, ob es jemals eine Heimkehr geben werde, waren unsere Gedanken an diesem Heiligabend und wir waren tausende Kilometer von zu Hause entfernt. Einige Männer begaben sich zur Ruhe, wickelten sich in ihre Decken ein und versuchten zu schlafen. Es war mäusestill, als einige Frauen die uns vertrauten Weihnachtslieder „Stille Nacht, heilige Nacht...“ und „O du fröhliche, o du selige ...“ anstimmten oder wehmütige Lieder, so auch das Wolgalied aus der Operette „Der Zarewitsch“ (Musik: Franz Lehár; Libretto: Béla Jenbach und Heinz Reichert), sangen:

„Hast du dort oben vergessen auf mich?
Es sehnt doch mein Herz auch nach Liebe sich.
Du hast im Himmel viel Engel bei dir!
Schick doch einen davon auch zu mir.“

Im Stillen hing jeder seinen Gedanken nach. ...

Vater und ich erhielten an jenem Tag, nach zwei Jahren, unsere erste Postkarte aus der Heimat – ein Freudenschimmer in unserem tristen Alltag!

Auch ich war an diesem Abend in Gedanken daheim, wo die Adventszeit ihren besonderen Reiz hatte. Oft war schon in der ersten Adventswoche alles zugefro-

ren. Wir Kinder fuhren mit den Schlittschuhen ums Dorf, über alle „Kaulen“. Wenn das Eis noch nicht dick genug war, konnte es auch passieren, dass der eine oder andere einbrach. Die Männer und Frauen trafen sich abends bei geselliger Runde zum Tratsch. Während die Omas das Spinnrad drehten, machten die Mütter Handarbeit und die Männer spielten Karten.

In diese „Stille Zeit“ der erwartungsvollen Vorfreude auf die Ankunft des Herrn, während der keinerlei Unterhaltungen stattfanden, fiel der „Nikolo“-Tag. Für uns Kinder war der Nikolausabend immer ein Ereignis. Den heiligen Nikolaus, seines Zeichens Bischof von Myra, bekam ich zwar nie zu sehen, dafür aber den „Krampus“. Mit seinen raselnden Ketten und den drohend *schwingenden Ruten* jagte mir dieser Rüpel ganz schön Angst ein – bis auf den Tag, an dem ich bei ihm die Stiefeln unseres Nachbarn erkannte. Waren diese Schreckgestalten verschwunden, stand immer ein Säckchen mit guten Sachen irgendwo in der Stube.

Ja, und dann kam noch das Schweineschlachten – ein Fest für die ganze Familie und eine ganz große Sache für uns Kinder, denn ohne unser „Schwänzchenhalten“ war die „Schweinerei“ gar nicht vorstellbar.

Danach wurde es stiller, die Mutter aber immer hektischer. Wir standen ihr irgendwie immer im Weg. Und komischerweise bekamen wir von all den Köstlichkeiten, die sie im Küchenherd hervorzauberte, vorerst nichts zu sehen. Auf keinen Fall durfte man das Briefchen an das Christkind vergessen. Wenn abends der Himmel sich violett färbte, bestaunten wir das Naturereignis, denn dann hieß es immer, das Christkind backe Lebzelter. Irgendwann verließ Vater die Küche, kam nach einiger Zeit wieder herein und verkündete, dass es draußen sehr kalt sei. Ich müsse mich warm anziehen und solle aus dem Hühnerstall die Eier holen, damit sie über Nacht nicht einfroren, forderte er mich auf. Draußen suchte ich zunächst den Stern von Bethlehem, den mir Vater schon des Öfteren gezeigt hatte. Auf dem Weg zum Hühnerstall geschah dann das Wunder: In einer windgeschützten Ecke stand ein leuchtender Christbaum mit Kugeln, vergoldeten Nüssen und glitzernden Girlanden. Ich war sprachlos, rief sofort nach den Eltern und konnte vor Aufregung kaum reden. Der Vater fasste das Bäum-



*Zählung am Lagertor, Ölbild von Julius Stürmer
(aus: Julius Stürmer: Die eisige Hölle Workuta,
Banat Verlag Erding 2006)*

chen und trug es in die warme Stube. Ich musste beten und ein Weihnachtsgedicht aufsagen. Nachdem wir gemeinsam „Stille Nacht“ gesungen hatten, fand die lang ersehnte Bescherung statt. Beim Öffnen der Geschenke kamen Äpfel, Orangen, Nüsse und ein Kranz mit Feigen zum Vorschein. Auch lugte ein Paar dicke Wollsocken aus dem weißen Papier hervor und den Baukasten hatte das Christkind ebenfalls nicht vergessen. Welch eine Freude!

Später, als ich älter war, beobachtete ich meine Eltern beim Schmücken des Weihnachtsbaumes. Mit einem Schlag wurde mir klar, dass alles ganz anders war, als ich bisher geglaubt hatte. Ich begriff, dass der Weihnachtsbaum nicht vom Christkind gebracht wird, sondern viel Größeres damit verbunden ist, nämlich die Geburt des Heilands, von den Engeln den Hirten auf den Feldern mit den Worten verkündet: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden“. Mir wurde nun der Sinn von Weihnachten bewusst, dass nämlich Gott aus Liebe zu den Menschen in Jesus Christus Mensch wurde und als Licht in die Dunkelheit dieser Welt gekommen ist, um uns Menschen zu retten.

Im Lager, an diesem Weihnachtsabend, als manche sich schon unter die raue Decke auf der Pritsche zur Ruhe gelegt hatten, erinnerten sich andere ältere Leidensgenossen noch an das Weihnachts- und Neujahrsbrauchtum in Hatzfeld. Über diese Traditionen hatte mir auch meine Mutter immer wieder gerne erzählt. In Anlehnung an unser Heimatbuch und den darauf basierenden, von Dr. Peter Fraunhofer in den „Mitteilungen der Landsmannschaft der Donauschwaben in Oberösterreich“ (39. Jahrgang, Nr. 4/2006) veröffentlichten Beitrag „Weihnachten und Neujahr in Hatzfeld“ möchte ich die damit verbundenen Bräuche wieder in Erinnerung rufen.

Bis Ende der dreißiger Jahre des vergangenen Jahrhunderts war es in Hatzfeld Brauch, dass zu Weihnachten die „Chrischkendcher“ von Haus zu Haus gingen. Zu ihnen gehörte Maria mit einer Puppe als Christkind in der Krippe, zwei Jungfrauen als Begleiterinnen, Josef, drei Hirten und der Schimmelritter. Maria war weiß gekleidet, die männlichen Figuren trugen Pelze und darüber Leintücher. Der Schimmelritter saß auf einer Stange mit einem Pferdekopf aus Stoff, vor und hinter ihm war je ein mit weißen Tüchern bedecktes großes Sieb befestigt.

Man begehrte Einlass mit den Worten:

„Loßt ter die Chrischkencher ren?“

Der heilige Hirt von Bethlehem trat ein und sprach:

„Gelobt sei Jesu Christ!“

Nach einem Dialog mit den draußen Wartenden sagte er zu den Kindern:

*„Wenn die Kinder fleißig beten und singen,
wird's Christkind was Schönes bringen.
Wenn sie aber nicht fleißig beten und singen,
wird's Christkind eine scharfe Rute bringen.“*

Dann öffnete der Hirt die Tür und sagte:

„Kinder schaut auf, das Christkind macht die Tür auf!“

Nun kamen Maria mit dem Kind in der Wiege, Josef und die Jungfrauen herein. Alle sangen im Chor:

*„Lasset uns das Kindlein wiegen,
unser Herz zum Krippelein ziegen.
O, Jesulein süß, o Jesulein süß.
Auf, auf, ihr Hirten, ihr schlafet so lange.
Die Nacht ist vergangen, es scheint die Sonn.
Der Steere will nicht stille stehn,
wir müssen heut noch weiter gehen,
von jedem Ort nach Bethlehem,
dort, wo das Kindlein geboren soll sein.
Wir wünschen den Herren eine schöne gute Nacht!“*

Zuletzt kam der Schimmelritter hereingesprengt und bat um etwas für sein hungriges Pferd. Er gebärdete sich wild, drohte den schlimmen Kindern und sprach:

*„Husch, husch, Flederbusch!
Gebt meinem Schimmel auch etwas!“*

Die „Chrischkendcher“ wurden nun beschenkt und zogen weiter.

Jetzt durften die Kinder ihre Geschenke unter dem Christbaum suchen und die ganze Familie sang Weihnachtslieder. Nach altem Brauch bestand das sich anschließende Nachtmahl aus Weinsuppe, Mohn- oder Nussnudeln und Kranzkuchen. Um Mitternacht ging man dann in die Christmette.



Die Chrischkendcher komme, Skizze von Stefan Jäger

Am ersten Weihnachtstag besuchten die Kinder ihren „Phetter“ und ihre „Goodl“, wo sie ihr „Goodesach“ erhielten.

Auf den dritten Weihnachtstag fällt der „Hanstaach“ (Johannestag). Die Namenstage wurden gebührend gefeiert und an diesem Tag spielte die Musik zum ersten Mal wieder im Wirtshaus zum Tanz auf. Nach dem Mittagessen war das Dienstjahr der Knechte und Mägde zu Ende.

Zu Silvester fand in der Kirche die „Danksagung“ für das abgelaufene Jahr statt. Abends gab es in den verschiedenen Wirtshäusern Tanzunterhaltungen für die Jugend. Um Mitternacht wurde dem alten Jahr ein Trauermarsch gespielt und das neue mit einem lustigen Marsch begrüßt. Auch die Kirchenglocken läuteten das neue Jahr ein. Man wünschte sich gegenseitig: *„Vill Glick im neie Johr“*.

Am „Neijohrstaach“, in der Früh, waren die Kinder an der Reihe: Sie gingen zu den Eltern, Großeltern, Verwandten und Nachbarn, „s Neijohr anwünsche“. Die beliebtesten Sprüche waren: *„Ich winsch eich e glückliches Neijohr, lang lewe on gsond bleiwe“* oder: *„Ich winsch eich e glückliches Neijohr, lang lewe, seelich sterwe, on te Himmel erwe.“* Manchmal wurden auch recht lustige Sprüche verwendet, wie beispielsweise dieser:

*„Ich winsch, ich winsch, ich wes net was,
greift en te Sack on get mer was.
Get mer net zu weenich,
ich sen e kleene Keenich.
Get mer net zu vill,
weil ich noch weidergehn will!“*

Im Januar dieses Jahres gedachten wir der 65. Wiederkehr des Jahrestages der Russlandverschleppung. Und im Jahr 2009 waren es genau sechzig Jahre, seitdem die letzten Banater Schwaben – gezeichnet von Krankheit und Leid – aus den Lagern der ehemaligen Sowjetunion heimkehren durften.

Für die Überlebenden der Deportation – für jeden siebten führte leider kein Weg zurück – endete ein Albtraum. Wir, die Überlebenden, danken Gott für die Heimkehr aus Russland!

Mit Mut und Zuversicht meisterten die Betroffenen ihr Schicksal und richteten den Blick nach vorn.

Anton Schenk